

DER DRESSIERTE BLICK

ARTHUR SCHNITZLER UND DIE KRISE DES LIBERALISMUS

Hartmut Scheible

Daß Verstand und Gefühl, Erkenntnis und deren subjektive Verarbeitung, selbst „bei gelegentlicher scheinbarer Übereinstimmung und Versöhnung“ in einem und demselben Menschen „völlig getrennten Haushalt“ führen, galt Arthur Schnitzler als unumstößliche, das Leben durchgängig bestimmende Wahrheit.

Allem Anschein nach war sie ihm zum ersten Mal aufgegangen, als er das Werk eines zeitgenössischen Wissenschaftlers über das Verhältnis von Sexualität und Ethik für die von seinem Vater, dem berühmten, von Künstlern und Aristokraten gleichermaßen geschätzten Laryngologen Johann Schnitzler, geleitete „Internationale Klinische Rundschau“ zu rezensieren hatte. „Über den Widerspruch in den Gesetzen“, schrieb der junge Arzt hier, „welche einerseits die Natur und andererseits die Gesellschaft fordert, können wir niemals endgültig schlüssig werden. Individuell empfinden heißt ja - diesen Widerspruch nach seiner Weise zu versöhnen suchen.“

Der aus den engen Verhältnissen der ungarisch-jüdischen Provinz stammende Professor Dr. Johann Schnitzler, der in dem stolzen Bewußtsein leben durfte, seine glänzende Karriere vor allem der eigenen Tüchtigkeit zu verdanken, dürfte mit dieser Äußerung seines Sohnes zufrieden gewesen sein. Denn aus ihr spricht der Geist des Liberalismus: die Überzeugung, daß in der prästabilierten Harmonie von gesellschaftlicher Ordnung und individuellen Bedürfnissen jeder sein Schicksal selbst zu bestimmen in der Lage sei. Allenfalls mag es ihm überflüssig vorgekommen sein, daß sein Assistent und designierter Nachfolger zugleich die Gelegenheit ergriff, mit Entschiedenheit eine Lanze für die moderne Literatur zu brechen. Hatte der Autor des sexualethischen Buches die Werke von Zola, Strindberg und Maupassant pauschal als pornographische „Machwerke“ denunziert und den „Eltern und anderen Pflägern der Jugend“ sogar anheimgestellt, die Verfasser in geschlossenen Anstalten zu internieren, so spricht der Rezensent ihm das Recht ab, sich zu derartigen Urteilen hinreißen zu lassen: „Man lese doch einmal diese Werke und suche sich über die Weltanschauung klar zu werden, die darin entwickelt wird. Für die albernen Jungen, welche den großartigen Pessimismus dieser Werke übersehen und sich durch die in denselben enthaltenen erotischen Szenen „zur Sünde verlocken“ lassen - für diese haben freilich Zola und Strindberg nicht geschrieben.“

Auch der überzeugte Liberale Johann Schnitzler hätte es wohl unterlassen, nach der Polizei und dem Irrenarzt zu rufen, aber er gibt dem Sohn doch bei jeder Gelegenheit zu verstehen, daß er in dieser Sache jedenfalls nicht auf seiner Seite steht. Als dessen erstes großes Drama, „Das Märchen“, in dem die doppelte Sexualmoral der zeitgenössischen Gesellschaft in Frage gestellt wird, durch das Lesingtheater in Berlin zur Aufführung angenommen wird, reagiert der Vater mit der Mahnung, für den geplanten laryngologischen Atlas endlich das längst fällige Kapitel über Syphilis zu schreiben, „was mir ja leicht sei, da mein Stück ein ähnliches Thema habe!“ (Tgb. 16. 12. 1891) Wie der literarische Geschmack des Vaters beschaffen ist, welcher Moral seine ungeteilte Sympathie gilt, wird dem jungen Autor auf drastische Weise demonstriert, als ein Stück am Burgtheater aufgeführt wird - „Die falsche Heilige“ von Oskar Blumenthal -, dessen Tendenz seinem „Märchen“ entgegengesetzt ist: „das Stück mit seiner Kriecherei vor der Bourgeoisemoral gefiel meinen Eltern, zwischen denen ich saß, wegen dieser Moral sehr gut, und sie zwinkerten sich vergnügt zu, wenn irgend eine wohlfeile Bemerkung über die ‚Gefallenen‘ und über die albernen Retter ‚die nie aussterben‘ fiel.“ (Tgb. 5.3. 1892)

Bis zu seinem Lebensende weigert sich Johann Schnitzler anzuerkennen, daß zwischen gesellschaftlichen Normen und individuellen Ansprüchen es überhaupt jemals zu einem ernsthaften Konflikt kommen könne. Als der Sohn ihn ein einziges Mal direkt auf dieses Thema anspricht und um einen Rat bittet, wie er sich verhalten soll, „um nicht entweder mit den Forderungen der Sitte, der Gesellschaft oder der Hygiene in Widerspruch zu geraten“, erhält er zur Antwort: „Man tut es ab.“ Daß dieses Wort das letzte sein soll, damit sich abzufinden, weigert sich Arthur Schnitzler von Anfang an, aber es wird ihm nur mit Mühe und Anfechtungen gelingen, sich derjenigen Instanz zu vergewissern, die ihm allein geeignet zu sein scheint, seinen Einspruch angemessen zu formulieren: der Literatur.

Daß sein am 15. Mai 1862 in Wien geborener Sohn Arthur Schnitzler ihm dereinst auf seinem so überaus erfolgreichen Lebensweg folgen werde, muß für Johann Schnitzler schon früh festgestan-

den haben, zumal auch in der Familie seiner Frau die Medizin einen wichtigen Beitrag zur Emanzipation von den vielfachen Einschränkungen einer jüdischen Existenz geleistet hatte. Louise Schnitzler geb. Markbreiter, die gerade erst aus der ungarischen Provinz in die Haupt- und Residenzstadt zugewanderte junge Arzt geheiratet hatte, stammte aus einer seit längerem in Wien ansässigen Familie. Ihr Vater, der angesehene Arzt Dr. med. Dr. phil. Philipp Markbreiter (1839-1911), Begründer einer medizinischen Zeitschrift, hatte seine Frau Amalia in der weitverzweigten Familie Schey gefunden, die, aus dem ungarischen Güns stammend, seit vielen Jahrzehnten in Wien ansässig war und es hier zu beträchtlichem Wohlstand und sogar zur Nobilitierung gebracht hatte.

Daß in diesen Familien die Religion der Väter so gut wie keine Rolle mehr spielt, ist von ihrer Erfolgsgeschichte nicht zu trennen: gegen die Beschränkungen, die mit der jüdischen Herkunft einhergingen, hatte man sich mit Geschick und Zähigkeit durchgesetzt. Orientierung liefern nicht mehr die mosaikartigen Gesetzestafeln, sondern die Embleme des deutschen Bildungsbürgertums: „Ich sehe ihn noch vor mir“, schreibt Schnitzler in seiner Autobiographie über den ersten baronisierten Schey („von Koromla“), „als einen hochgewachsenen, (...) spöttisch lächelnden, glattrasierten, mit altmodischer Vornehmheit gekleideten Mann (...); und es wird mir schwer, im inneren Bild seine imposante (...) Erscheinung und die des alten geheimrätlichen Goethe auseinanderzuhalten.“

Als viele Jahre später Schnitzler an seinem großen Roman „Der Weg ins Freie“ arbeitet, kehrt Philipp Schey, der damals bereits ein Vierteljahrhundert tot ist, in seinen Träumen wieder: „Träume; daß (...) ein Herr in langem schwarzen Rock (wie Goethe und Philipp Schey) mich durch Säle führt, die in gewisser Beziehung zu den beiden Franckensteins (die Wergenthins meines Romans) stehn, zeigt mir eine Photographie, die stellt dar den Großvater (...). Der andere Großvater ist ein Jude, heißt etwa Moische Israel (so wie einer meiner Urahnen, was ich auch im Traum constatire). Sympathie, ja Zärtlichkeit für die beiden Franckensteins im Traum.“ (Tgb. 27. 9. 1906) Der Traum verrät etwas von der geheimen Angst, es könnte, was der Liberalismus des 19. Jahrhunderts an unbezweifelbaren Fortschritten für die bürgerliche Existenz der Juden gebracht hatte, sich als Illusion erweisen. Im Roman sind die Freiherren von Wergenthin zwei Brüder, die mit tadellosen Manieren, aber kaum herausragenden Geistesgaben ausgestattet sind; sie wirken etwas blaß und sind keineswegs mit besonderer „Sympathie“ gezeichnet. Im Gegensatz zu ihren jüdischen Zeitgenossen jedoch brauchen sie sich nicht ständig in Frage zu stellen und ihre Situation zu problematisieren, denn niemandem fällt es ein, ihre gesellschaftliche Stellung in Zweifel zu ziehen. Genau diese Sicherheit und Ungefährdetheit aber ist der Inhalt der unbestimmten „Beziehung“, in der der geheimrätliche Philipp Schey des Traumes mit den von Diskriminierung nicht bedrohten Brüdern Wergenthin steht, während mit dem Namen „Israel“ schon wieder die endgültig überwunden, geglaubte, vorbürgerliche Lebensform der Heimat- und Rechtlosigkeit zitiert wird. Die „Sympathie“ des Traumes ist Ausdruck einer tiefsitzenden Angst, die von Schnitzler, der sich selbst als „österreichischen“, nicht etwa als „jüdischen“ Autor sieht, schon in größerem Umfang ergriffen hat, als er selbst zu dieser Zeit wohl ahnt.

In demselben Jahre, 1871, da Johann Schnitzler mit seiner Familie eine repräsentative Wohnung in einem der neuen Prachtbauten an der Ringstraße bezieht (Burgring 1) und seinem gesellschaftlichen Aufstieg damit den angemessenen Rahmen gibt, wird sein Sohn in das renommierte Akademische Gymnasium aufgenommen. Bei gewissen antisemitischen Wendungen, die dieser bei dem einen oder anderen seiner Lehrer registriert, scheint es sich zu dieser Zeit allenfalls noch um Restbestände konfessioneller Ressentiments zu handeln, die sich allmählich wohl verlieren werden, zumal selbst bei „streng nationaler Gesinnung“ ein Lehrer es sich in der Regel nicht einfallen läßt, vorsätzlich gegen das oberste Gebot der liberalistischen Weltanschauung, das Streben nach „Objektivität“, zu verstoßen. „Denn, wenn es ihm auch Spaß machte, die prononcierten Vornamen einzelner Mitschüler (...) mit tendenziöser Betonung auszusprechen, so hinderte ihn das keineswegs, dem Spitzer Samuel nach Verdienst ein Vorzüglich ins Zeugnis zu setzen.“

So hat der junge Schnitzler weder als Gymnasiast noch während der sich anschließenden Militär- und Studienzeit Anlaß, sich über ernsthaftere Widrigkeiten zu beklagen, und wenn seine Unzufriedenheit dennoch stetig zunimmt, so scheint die Ursache hierfür vor allem in der Tatsache aufzusuchen zu sein, daß es ihm widerstrebt, überall als der „Sohn des Berühmten“ zu gelten, dem der Weg „nicht nur vorgezeichnet, sondern auch gebahnt“ sei. „Ich vergesse ganz, was und wer ich bin“, klagt er im Mai 1885, unmittelbar vor der Promotion zum Dr. med., zu einem Zeitpunkt also, da für die Mehrzahl seiner Studienkollegen die Suche nach dem eigenen Ich in dem Moment abgeschlossen ist, da sie das erste mit Namen und Titel säuberlich bedruckte Rezeptformular in Empfang nehmen können. „Es ist unglaublich, wie man sich selbst verlieren kann. Ich tappe sozusagen nach mir herum“. (Tgb. 7.5. 1885) Die weiteren Stadien seiner Ausbildung - zunächst als Sekundararzt am Allgemeinen Kranken-

haus, dann als Assistent an der von seinem Vater geleiteten Poliklinik -absolviert er planmäßig, und er ist wohl auch vorsichtig genug, allein seinem Tagebuch anzuvertrauen, er habe wieder einmal „die ganze Zeit nur mit Schaudern - wirklich mit Schaudern - nein, doch mit Widerwillen“ an seinen „erwählten ärztlichen Beruf“ gedacht. (Tgb. 18.8. 1189).

Trotzdem läßt sich auf die Dauer nicht verheimlichen, daß er mit seiner Arbeit nicht recht vorankommt, ganz im Gegensatz zu seinem Schwager Marcus Hajek und dem um drei Jahre jüngeren Bruder Julius, dessen Ruf als Chirurg sich schließlich weit über Wien hinaus erstrecken wird. Die Tatsache, daß Schnitzler kurz nach dem Tod seines Vaters (1893) aufhört, als Arzt zu praktizieren, scheint also den Schluß nahelegen, er habe den ungeliebten Beruf nur unter dem unmittelbaren Druck der väterlichen Autorität ausgeübt. Dem steht allerdings entgegen, daß er den Arztberuf niemals offiziell aufgegeben hat - noch in seinem letzten Paß ist „Arzt und Schriftsteller“ als Berufsbezeichnung eingetragen-, vor allem aber seine mehrfach wiederholte Bemerkung, er habe mit seinem ärztlichen Beruf sich erst von dem Augenblick an identifiziert, da er aufgehört habe, ihn zu praktizieren. Angesichts dieser tiefen Affinität zur „ärztlichen Weltanschauung“ ist es nicht möglich, die Widerstände, die der junge Schnitzler gegen die Medizin entwickelt, allein auf seinen Kampf gegen die Autorität des Vaters zurückzuführen zu wollen.

Als Sigmund Freud, wenige Jahre nach der Jahrhundertwende, seine Abhandlung über den „Witz und seine Beziehung zum Unbewußten“ schreibt, erläutert er eine spezielle Technik des Witzes, den „Doppelsinn der sachlichen und metaphorischen Bedeutung eines Wortes“, indem er eine Anekdote heranzieht, in der auf Schnitzlers Herkunft angespielt wird: „Ein als Witzbold bekannter ärztlicher Kollege sagte einmal zum Dichter Arthur Schnitzler: ich wundere mich nicht, daß du ein großer Dichter geworden bist. Hat doch schon dein Vater seinen Zeitgenossen den Spiegel vorgehalten!“ Der sprachliche Doppelsinn ist den Zeitgenossen noch ohne weiteres verständlich, obwohl Johann Schnitzler, der Erfinder des Kehlkopfspiegels, schon im Jahre 1893 verstorben ist. Hinter dem sprachlichen „Doppelsinn“ enthält die Anekdote einen Hinweis darauf, wo die eigentlichen Schwierigkeiten Schnitzlers mit seinem Beruf liegen. Johann Schnitzlers Kehlkopfspiegel war ja nicht nur deshalb so ungemein erfolgreich, weil es sich um eine ingeniose Erfindung handelte, sondern es kam auch hinzu, daß das Instrument vollkommen mit dem wissenschaftlichen Selbstverständnis der zeitgenössischen Medizin harmonierte.

Nach der Diskreditierung der idealistischen Denksysteme, die auch die spekulative Naturphilosophie Hegelscher und Schellingscher Prägung sowie das ganzheitliche, auf den Organismus gerichtete Denken der Romantiker mit sich gerissen hatten, war für die - im Europa der zweiten Jahrhunderthälfte als richtungsweisend geltende - Wiener Schule der Medizin die Überzeugung zur Grundlage ihres Wissenschaftsverständnisses geworden, daß sämtliche pathologische Symptome grundsätzlich auf einen organischen, genau lokalisierbaren Defekt zurückzuführen seien. Johann Schnitzlers Kehlkopfspiegel entspricht dieser Maxime auf idealtypische Weise, und zwar einschließlich der Konsequenzen für die Therapie, die ausschließlich auf die Behandlung der Symptome fixiert ist.

So geht aus der ausführlichen, von seinem Sohn verfaßten Besprechung eines Werkes „Über moderne Fieberbehandlung“ hervor, daß noch in den achtziger Jahren als „ketzerische Ansicht“ allein schon die Frage gilt, ob es denn sinnvoll sei, unter allen Umständen und ungeachtet schwerster Nebenwirkungen, aber ohne erkennbaren therapeutischen Effekt, die Körpertemperatur zu senken. Wenn aber schon der Satz, das Fieber sei „eine der Waffen, durch welche der Organismus seine Feinde vernichtet“, ein Aroma von Aufruhr und Revolution hat, weil er auf die verpönte ganzheitliche Auffassung des Organismus zurückzuweisen scheint, dann werden auch die Sanktionen absehbar, die jede ernsthafte Erschütterung der herrschenden Lehre unweigerlich nach sich ziehen muß: „Die Doktrin bindet die Individuen an bestimmte Aussagetypen und verbietet ihnen folglich alle anderen (...) Die Doktrin führt eine zweifache Unterwerfung herbei: die Unterwerfung der sprechenden Subjekte unter die Diskurse und die Unterwerfung der Diskurse unter die sprechenden Individuen.“ (Foucault)

Wer sich, wie der junge Schnitzler, auf Neurologie und Psychiatrie zu spezialisieren beginnt, muß wissen, daß er sich unweigerlich ins Abseits manövriert, zumal wenn er sich allzu innig auf die zur Modekrankheit avancierte Hysterie einläßt. Während die seriöse, den Status strenger Wissenschaftlichkeit für sich reklamierende Psychiatrie mit dem Anspruch auftritt, die Ursachen auch der Gemüts- und Geisteskrankheiten auf lokalisierbare Schäden des Nervensystems zurückverfolgen zu können - wofür in Wien zwei berühmte Kapazitäten einstehen, der Psychiater Theodor Meynert und der Physiologe Ernst von Brücke -, scheinen angesichts des diffusen Erscheinungsbildes der hysterischen Symptome ihre Kategorien und Methoden zu versagen. Die hysterischen Ausfallserscheinungen, Lähmungen,

Krämpfe und Erregungszustände entziehen sich dem vorherrschenden wissenschaftlichen „Diskurs“ und fordern daher andere Möglichkeiten der Therapie.

Die Experimente mit Hypnose und Suggestion, die Jean Martin Charcot an der Pariser Salpêtrière durchführt, werden von dem jungen Sigmund Freud, der sich unter seinen Hörern befindet, sofort als wichtige Anregung aufgegriffen; die von ihm übersetzten Werke Charcots werden in der „Internationalen Klinischen Rundschau“ mit deutlicher Zustimmung rezensiert, wobei Schnitzler niemals vergißt, die Leistung Freuds besonders zu würdigen („Übersetzt ist das Buch von Freud, also ausgezeichnet“). Daß Schnitzler auf den Gedanken kommt, die neue Behandlungsmethode auch in seinem eigentlichen Fachgebiet, der Laryngologie, anzuwenden, ist also durchaus naheliegend; 1889 veröffentlicht er seine erste (und einzige) klinische Arbeit, „Über funktionelle Aphonie und deren Behandlung durch Hypnose und Suggestion“. Schon mit dem Titel der Arbeit scheint der Verfasser es darauf angelegt zu haben, der Autorität des Vaters mit Entschiedenheit entgegenzutreten: die Fälle von Versagen der Sprechfähigkeit, denen er sich zuwendet, haben keine organische Ursache und sind daher mit dem Kehlkopfspiegel weder zu diagnostizieren noch zu behandeln.

Sechs Jahre nach der Aphonie-Studie schreibt Arthur Schnitzler die kleine Erzählung „Der Empfindsame“: Eine Sängerin, deren Stimme Anlaß zu den schönsten Hoffnungen gibt, muß als noch sehr junges Mädchen wegen einer plötzlichen Funktionsstörung der Stimmbänder ihre Ausbildung unterbrechen. Drei Jahre lang irrt sie von Arzt zu Arzt; jeder stellt fest, daß ihr nichts fehle, jeder schränkt seine Diagnose aber auch durch eine mehr oder weniger dunkle Andeutung ein: „Mancher hatte schon gesagt: Ach, mein Fräulein, Sie sind eben nervös, es wäre gut, wenn Sie heirateten; und andere drückten sich ungeheuer vorsichtig aus und sprachen von einer durchgreifenden Änderung der Lebensweise; und einige waren riesig verschmitzt und sagten: Fräulein, waren Sie denn noch nie verliebt ... Und andere waren wieder frech und sagten: Wissen Sie, was Sie brauchten ... und machten sehr glühende Augen, und das, war mir so zuwider ...“ Erst als sie auf einen Arzt trifft, der sie auf die Frage „Also was soll ich nehmen?“ wütend anschreit: „Einen Liebhaber ...“, läßt sie sich von einem zufällig des Weges kommenden jungen Manne namens Fritz Platen ansprechen und erhört ihn auf der Stelle, worauf ihre Stimme zurückkehrt, schöner als je zuvor. Nachdem sie ein glänzendes Engagement erhalten hat, schreibt sie ihrem Liebhaber einen leicht ironischen, aber durchaus liebevollen Abschiedsbrief, in dem sie ihn über die Hintergründe der Romanze aufklärt, woraufhin der empfindsame junge Mann zur Pistole greift und seinem Leben ein Ende setzt. Zu dieser Erzählung heißt es in einer anspruchsvollen neueren Arbeit: „Freuds Metapher“ - gemeint ist dessen Bemerkung über die seelische Empfindlichkeit der Hysterischen, die sie auf die leiseste Andeutung einer Geringschätzung reagieren läßt, als seien sie tödlich beleidigt worden - „wird in Schnitzlers Erzählung tödliche Wirklichkeit. Menschen wie Fritz Platen waren es, auf deren Analyse Freud seine psychopathologische Theorie gründete.“ (Worbs) Ohne daß auch nur ein einziger Gedanke auf die Gattungsbezeichnung verschwendet würde, die Schnitzler seiner kleinen Erzählung gab - „Eine Burleske“ -, wird die Geschichte so präsentiert, als gehörte sie zu der Sammlung von Krankengeschichten, die in demselben Jahr von Freud und Josef Breuer unter dem Titel „Studien über Hysterie“ vorgelegt wurden. Der hier zum ersten Mal unternommene Versuch, die „innige Beziehung zwischen Leidensgeschichte und Krankheitssymptomen“ darzustellen, hatte zur Folge, daß, wie Freud selbst bemerkte, seine „Krankengeschichten (...) wie Novellen“ zu lesen sind, und Alfred von Berger stellte in einer viel beachtetten Rezension fest, daß die „Studien“ eigentlich ein Stück „Dichterpsychologie“ seien.

Diese Bemerkung bestätigt sich augenblicklich, die wechselseitige Befruchtung von Wissenschaft und Kunst scheint keine Grenzen mehr zu kennen: eine leidenschaftliche Verbindung, die nicht ohne Folgen bleibt. Besonders intensiv befaßt sich Hofmannsthal mit den „Studien über Hysterie“, so sehr, daß nach der Uraufführung seiner „Elektra“ die Kritik sich sofort einig ist, bei dem Leiden der Protagonistin handle es sich um einen besonders schweren Fall von Hysterie; ein Befund, der wiederum den Psychoanalytiker Otto Rank nicht ruhen läßt, so daß er sich schließlich des prominenten Falles in der Studie „Das Inzestmotiv in Dichtung und Sage“ annehmen wird.

Aber auch bei Freud selbst stellen sich burleske Züge ein. Wenn bei seinen Gesprächen mit der neunzehnjährigen Dora („Bruchstück einer Hysterieanalyse“, 1905) herauskommt, daß das Mädchen seine auffälligsten Symptome entsprechend den am Vortag gelesenen sexualkundlichen Werken bzw. medizinischen Lexikonartikeln bildet - was Freud allerdings nicht hindert, die Lesefrüchte des frühreifen Teenagers mit einem Gespinnst scharfsinnigster Spekulationen zu umgeben -, dann ist die Frage jedenfalls nicht abwegig, ob denn die mögliche Wahrheit des hysterischen Symptoms nicht ständig in Gefahr ist, durch jene „Eitelkeit“ entstellt zu werden, die zu kultivieren Schnitzler in späteren Jahren der Psychoanalyse vorhalten wird: „Die psychoanalytische Untersuchung schmeichelt der Eitelkeit in

einer gefährlichen Weise. Allerlei Unbeträchtlichkeit wird mit einem falschen Schein von Wichtigkeit umgeben. Ein vollkommen unbedeutender Mensch erscheint sich interessant, der Wert, den man sogar seinen Träumen beimißt, entzückt ihn." Eine „Burleske“ nennt Schnitzler die kleine Erzählung von dem empfindsamen, im übrigen aber herzlich unbedeutenden Fritz Platen, weil selbst sein trauriges Ende lächerlich ist. Auch der Tod kann zur Pose werden.

Das Wien des späten 19. Jahrhunderts ist die Stadt der „Virtuosen des Selbstmords“ (Frederic Morton). „Das Seil war mein Leben, das Seil ist mein Tod“, schreibt, im Herbst 1888 ein Artist, bevor er das eine Ende seines Lebensinhaltes am Fensterkreuz, das andere an seinem Hals befestigt und sich in die Tiefe stürzt Theodor Herzl, der zukünftige Begründer der zionistischen Bewegung, veröffentlicht in der „Neuen Freien Presse“ (deren Feuilletonchef er ist) die Geschichte eines Mannes, der sich am Arm verletzt hat und, während die Ärzte die Wunde versorgen, einen Augenblick lang seinen eigenen Knochen sieht; dieser Blick in die Zukunft fasziniert ihn so sehr, daß er sich in sein Skelett verliebt und es künftig nur noch „die schöne Rosalinde“ nennt.

Daß Schnitzler so lange in einem Zustand der Unentschiedenheit und Entschlußlosigkeit zwischen Medizin und Literatur verharrt, ist aber auch im Zusammenhang mit der Krise des Liberalismus zu sehen. Ihm und seinen Altersgenossen, vom Kronprinzen Rudolf, der im Jagdschloß Mayerling seine Geliebte und sich selbst erschießt, bis zu dem Liebhaber der schönen Rosalinde, ist gemeinsam, daß für sie der Glaube der Vätergeneration keine unbedingte Gültigkeit mehr besitzt. In den Paralipomena zu seiner Autobiographie wird Schnitzler schreiben, er habe „nicht ungestraft“ seine Kindheit in einer Atmosphäre verbracht, die durch den Liberalismus der sechziger und siebziger Jahre geprägt war. Der Grundirrtum dieser Weltanschauung, fährt er fort, habe darin bestanden, „daß gewisse ideelle Werte von vornherein als fix und unbestreitbar genommen wurden, daß in den jungen Leuten der falsche Glaube geweckt wurde, sie hätten irgendwelchen klar gesetzten Zielen auf einem vorbestimmten Wege zuzustreben, um dann ohne weiteres ihr Haus und ihre Welt auf sicherem Grund aufbauen zu können“. Schnitzlers Kritik an der „Weltanschauung“ des Liberalismus setzt zunächst bei der Sprache an. Als er im September 1891 über einen Ärztekongreß in Halle zu berichten hat, geht er zunächst auf eine der Floskeln ein, die in den Begrüßungsansprachen üblicherweise verwendet werde: Es sei eine „merkwürdige Tatsache“, meint er, daß ein „Bedürfnis nach Phrasen“ sich schon dann einstelle, wenn nur eine kleine Gruppe „sonst höchst Gebildeter“ zusammenkomme. „Mit der Zahl wächst auch dieses Bedürfnis, so daß gewisse tönende Worte, die einem einzigen gegenüber angewandt, von diesem kaum beachtet, von zehn Personen wahrscheinlich belächelt, von hundert höchstens gleichgültig angehört würden, daß diese Worte - in eine große Versammlung von tausend oder mehr Personen hineingeschleudert, des begeisterten Beifalles gewiß sind und bedeutend zu wirken vermögen.“ Mit dem Vernunftbegriff der Aufklärung hatte der bürgerliche Liberalismus des frühen 19. Jahrhunderts den Anspruch gemeinsam, den Fortschritt nicht nur im Namen der eigenen Klasse zu propagieren, sondern für das Wohl der gesamten Menschheit einzutreten. Tatsächlich aber ist es mit dem politischen Universalitätsanspruch des Liberalismus in Österreich schon seit längerem vorbei, spätestens seit der Einführung der Dezemberverfassung von 1867, die zwar die letzten Relikte beseitigt hatte, die der freien Entfaltung der Wirtschaft noch im Wege gestanden waren, durch die Beibehaltung des Kurienwahlsystems jedoch die Möglichkeiten politischer Partizipation aller Staatsbürger erheblich eingeschränkt hatte. Zwar wird durch die Abstimmung nach „Kurien“ bzw. Ständen, mit der die verschiedene Gewichtung der Stimmen verbunden ist, auch das Wirtschaftsbürgertum zugunsten des Großgrundbesitzes benachteiligt, bezeichnenderweise aber bringen die Liberalen einer Reform des Wahlrechts nur noch geringes, schließlich überhaupt kein Interesse mehr entgegen. Der Grund hierfür ist natürlich, daß durch das korporative Wahlsystem die Masse der Bevölkerung, die keiner der vier Kurien angehört, von der politischen Willensbildung vollständig ausgeschlossen ist. Dafür nimmt das liberale Bürgertum eine gewisse Benachteiligung gegenüber den alten feudalen Mächten gern in Kauf.

Auch als im Jahre 1893 endlich eine fünfte Kurie eingeführt wird, bleibt das Gewicht der einzelnen Stimmen gebunden an ein bestimmtes, wenn auch geringes Steueraufkommen. Die fünfeinhalb Millionen „Fünfguldenmänner“ - wie sie nach ihrem Steuersatz genannt werden - wählen insgesamt nur 72 Abgeordnete, während die Angehörigen der ersten Kurie, die aus ungefähr 5.000 Großgrundbesitzern besteht, durch nicht weniger als 65 Vertreter repräsentiert sind. Erst nach der Jahrhundertwende setzt der Kaiser gegen den Willen des besitzenden Bürgertums das allgemeine Wahlrecht durch. Zwar verliert der politische Liberalismus mit der Bildung des sozialkonservativen Ministeriums unter dem Grafen Taaffe im Jahre 1879 die Macht; da jedoch nicht nur die akademischen Berufe, sondern das gesamte öffentliche Leben nach wie vor von Parteigängern des Liberalismus beherrscht werden, bleiben liberale Ideologie und Phraseologie weitgehend intakt. Nur vor diesem Hintergrund wird überhaupt

verständlich, weshalb für Schnitzler Öffentlichkeit und Herrschaft der Phrase, Politik und Lüge nahezu identische Begriffe werden.

Von dem Ärztekongreß im Jahre 1891, wo er die Erfahrung macht, daß, wer in der Öffentlichkeit das Wort ergreift, zum Lügner wird, führt eine konsequente Entwicklung zu Professor Bernhardt, der Titelgestalt von Schnitzlers „österreichischer Komödie“, die im Jahre 1912 abgeschlossen wird, aber erst nach dem Zusammenbruch der Monarchie in Österreich aufgeführt werden kann. Bernhardt, der gemeint hatte, in einem bestimmten, klar umrissenen Fall verantwortlich gehandelt zu haben - er wehrt einem Priester den Zugang zu einem an den Folgen einer Abtreibung sterbenden Mädchen, das sich in einem Zustand „absoluter Euphorie“ befindet und von dem bevorstehenden Ende nichts ahnt -, findet sich plötzlich im Zentrum eines erbitterten Streites verfeindeter Parteien, von denen jede für sich in Anspruch nimmt, „für das Wohl eines großen Ganzen“ einzutreten. Schließlich sieht er keine andere Möglichkeit, als sich ins Schweigen zurückzuziehen, da er es für unmöglich hält, auch nur ein einziges Wort zu sagen, ohne von einer Partei als einer der ihren beansprucht und damit der Verantwortung für sein Handeln beraubt zu werden.

Vollends diskreditiert aber wird der naive Fortschrittsglaube des Liberalismus durch die Tatsache, daß es offenbar nicht möglich ist, die in den Phrasen einer deklamatorisch gewordenen liberalen Weltanschauung schwelgenden Honoratioren sich selbst zu überlassen und für die Zukunft auf eine Jugend zu hoffen, die in ihren Einstellungen nicht mehr so festgelegt ist wie die Generation der Väter. Hatte die Aufklärung im Fortschritt von Wissenschaft und Technik immer auch eine Bestätigung ihres Glaubens an die Möglichkeit einer moralischen Vervollkommnung der menschlichen Gattung gesehen, so ist gegen Ende des 19. Jahrhunderts die Erkenntnis nicht mehr zu umgehen, daß es sich bei diesem Glauben um eine Illusion gehandelt hat: „Ja, wenn die Wissenschaft stets die Kraft hätte, zu bilden, zu veredeln!“ heißt es in Schnitzlers Artikel „Silvesterbetrachtungen“; „was vermag sie aber (...) gegen die angeborenen Triebe des Neides, der Scheelsucht, des Hasses, die ja, solange die Welt steht, immer nach einem neuen Ausdruck suchen, um sich geltend machen und wirken zu können!“

Die Dissoziation der einen Vernunft in die Wertsphären des Wahren und des Guten, die Schnitzler hier konstatiert - was wahr ist, also die wissenschaftliche Erkenntnis, ist nicht notwendigerweise zugleich gut, das Gute nicht zugleich wahr -, wäre noch hinzunehmen, da ja zumindest in den Naturwissenschaften der Fortschritt nicht zu leugnen ist. Eine illusionslose Scheidung der drei Wertsphären wäre jedenfalls einem Zustand vorzuziehen, in dem bei Bedarf willkürlich auf die Trümmer einer überholten Metaphysik zurückgegriffen wird. So weist Schnitzler mit Entschiedenheit jeden Versuch zurück, diesen Zustand, der das Ergebnis eines umfassenden Rationalisierungsprozesses ist, dadurch ändern zu wollen, daß der Natur durch einen Akt der Willkür ein Sinnpotential oder eine Art höherer Weisheit wieder zugeschrieben wird, die ihr nicht mehr zukommen.

Mit besonderem Nachdruck tritt er jedem Versuch entgegen, den körperlichen Schmerz als eine Macht der Läuterung und Versittlichung erscheinen zu lassen. Gegen die Wendung, auf die er in einem medizinischen Handbuch gestoßen war: die Natur sei bei einem bestimmten Krankheitsverlauf „zur Einsicht gekommen“, merkt Schnitzler an: „Denn der gesunde Menschenverstand wird sich nie die Überzeugung nehmen lassen, es sei denn, daß man ihn von gewisser Seite aus absichtlich zu umnebeln trachtet, daß eine einsichtige Natur ihren Zweck, den einzelnen nach einer gewissen Zeit zu töten, auf eine minder schmerzvolle Art lösen müßte, als sie es für gewöhnlich tut. Man bleibe also in Dingen, welche das Walten der Natur betreffen, mit Bildern, die aus dem menschlichen Intellekt hergenommen sind, lieber ganz daheim. Ja, wie die Medizin sich heute dem unbefangenen Auge bietet, ist sie gewiß häufiger ein Kampf wider die Natur, als sie sich mit der Natur verbindet.“

Hier vor allem wird erkennbar, daß es sich bei der Abkehr vom Glauben an den Fortschritt und an die normative Kraft der Natur nicht unbedingt um eine Verarmung des Gehalts der Aufklärung handelt, sondern daß diese Illusionslosigkeit selbst ein Stück authentische Aufklärung ist. So ist es denn auch, als der Weltkrieg ausbricht, nicht eine vage pazifistische Gesinnung, die Schnitzler immun seinläßt gegen die allgemeine, maßlose Verherrlichung der Gewalt, sondern allein die durch nichts zu beschönigende barbarische Grausamkeit des Schmerzes, die „Wunde im Körperlichen“, die durch keine Idee und erst recht nicht durch die heldische Phrase zu relativieren ist.

So ist allein durch die Absage an den „falschen Glauben“ des Liberalismus die zutiefst deprimierte Stimmung der „Silvesterbetrachtungen“ nicht zu erklären. Erst gegen Ende seines Artikels kommt Schnitzler auf die aktuellste, während der achtziger Jahre bedrohlich verstärkte Entwicklung zu sprechen: auf einen „Atavismus“, der selbst in die Wissenschaften eingedrungen sei. „Ist es doch gerade

ein Teil unserer strebenden Jugend, dieser selben Jugend, als deren Ideal einmal Humanität und Freiheit gegolten, die heute unter dem Banne der reaktionärsten aller Ideen steht!" Wahrscheinlich hat Schnitzler nicht gesehen, daß der Liberalismus selbst es war, der durch sein völliges Desinteresse für die besitzlose Mehrheit der Bevölkerung die Massenbewegungen erst hervorbrachte, die den Liberalismus als eine Verschwörung des Judentums identifizierten.

Die liberalen Menschheitsbeglückter, die, weil sie ständig das Allgemeine und das Wohl der Menschheit im Munde führen, schließlich keinen Satz mehr sagen können, der nicht wie eine öffentliche Rede klänge, bekommen Konkurrenz. Der rhetorisch glänzend begabte Führer der christlichsozialen Bewegung und spätere Bürgermeister von Wien, Dr. Karl Lueger, macht es vor, wie man die Hohlräume füllt, die die Phrasen der Liberalen hinterlassen hatten: „In Wien gibt es doch Juden wie Sand am Meer, wohin man geht, nichts als Juden, geht man auf die Ringstraße, nichts als Juden, geht man ins Theater, nichts als Juden, geht man in den Stadtpark, nichts als Juden, geht man in das Concert, nichts als Juden, geht man auf den Ball, nichts als Juden, geht man auf die Universität, wieder nichts als Juden. (...) Wir rufen (...) nicht hep, hep, hep, sondern wir wehren uns dagegen, daß alle Christen unterdrückt werden, und daß an die Stelle des alten christlichen Reiches Österreich ein neues Reich Palästina tritt. Dies ist die Ursache des Antisemitismus. Es ist nicht der Haß gegen den einzelnen, nicht der Haß gegen den armen, gegen den kleinen Juden. Nein, meine Herren, wir hassen nichts anderes als das erdrückende Großkapital, welches sich in den Händen der Juden befindet." Lueger erweist sich dadurch als großer Demagoge, daß er nicht als tobender Wüterich auftritt, dessen Tiraden ohne weiteres als Wahnvorstellungen zu erkennen wären; vielmehr setzt er seinen Äußerungen jenes Mindestmaß an Rationalität zu, das es dem aus Verunsicherung zu autoritären Parolen neigenden, aber noch nicht offen zu Gewalttätigkeiten sich bekennenden Charakter erlaubt, seine Zu Stimmung vor sich selbst zu begründen. Wenn Lueger das „Großkapital" aufruft, dann ist, in wie verkürzter Form auch immer, tatsächlich einer der Faktoren genannt, die für die Gefühle der Ohnmacht und der Angst verantwortlich sind, die sich, spätestens seit dem „Großen Krach" des Jahres 1873, im Kleinbürgertum ausbreiten.

Die - wie Schnitzler in der Autobiographie schreiben wird - „ökonomische Katastrophe (...), in der mit manch anderen unschuldigen Opfern auch mein Vater alles verlor, was er bis dahin erspart hatte", hinterläßt im Kleinbürgertum die — berechnete - Überzeugung, von gewissenlosen Spekulanten hereingelegt worden zu sein, sie diskreditiert den Liberalismus und treibt die Massen jenen Demagogen in die Arme, die ihnen das Gefühl ohnmächtigen Ausgeliefertseins nehmen, indem sie eine bestimmte Gruppe der Bevölkerung als die eigentlich Schuldigen benennen. Der äußerst wirkungsvolle rhetorische Trick, den Lueger anwendet, besteht darin, daß er das „rationale" Element, den Hinweis auf das „Großkapital", im Zusammenhang seiner Ausführungen erst zum Schluß bringt, verbunden mit dem Hinweis auf die „kleinen" Juden, gegen die gar nichts einzuwenden sei. Diese Konstruktion stimmt überein mit der von ihm stets propagierten Einstellung, der Antisemitismus sei für ihn nur eine politische Waffe, die auf seine persönlichen Beziehungen keinen Einfluß habe. Während diese Haltung ihre Wirkung auf die Zeitgenossen nicht verfehlte, hat Schnitzler es stets abgelehnt, sich auf diese Unterscheidung einzulassen. „Es gab und gibt Leute, die es ihm als Vorzug anrechnen, daß er auch in seiner stärksten Antisemitenzeit persönlich für viele Juden eine gewisse Vorliebe beibehalten und daraus gar keinen Hehl gemacht hatte: Mir galt gerade das immer als der stärkste Beweis seiner moralischen Fragwürdigkeit." Daß dieses Mißtrauen berechtigt war, läßt sich an den zitierten Äußerungen Luegers nachweisen. Hier ist entscheidend, daß die scheinbare Einschränkung des Schlusses, die insgesamt den Eindruck der Mäßigung hervorruft, in Wahrheit nichts mäßigt und nichts zurück nimmt, weil sie in gar keiner Beziehung zu den vorausgehenden Äußerungen steht. Denn in diesen Sätzen wird der Blick darauf dressiert, immer und überall nur „den Juden" zu identifizieren, und zwar so lange, bis alle Wahrnehmung zum Reflex erstarrt ist. Das autonome, in sich geschlossene Wahnsystem, das auf diese Weise entsteht, hat den Vorzug, auf keine der Fragen, die der Liberalismus offen gelassen hatte, eine Antwort schuldig zu bleiben. Auf die Unbestimmtheit der liberalistischen Phrase reagiert der dressierte Blick, indem er jeden Ort in der Wirklichkeit „besetzt", in einem ganz buchstäblichen Sinne. Ist der Reflex aber erst einmal gehörig eingeübt und in Fleisch und Blut übergegangen, dann ist er durch scheinbare oder tatsächliche Einschränkungen nicht mehr zu mäßigen und schon gar nicht außer Kraft zu setzen: Das ist der Grund, weshalb Luegers Doppelspiel in Wirklichkeit ein Falschspiel ist.

„Ist das ein Gedränge!“, denkt sich Leutnant Gustl, als das Oratorium, in dem er sich entsetzlich gelangweilt hat, endlich zu Ende ist. „Lassen wir die Leut' lieber vorbeipassieren (...). Die da ist nett ... Wie sie mich anschaut! ... O ja, mein Fräulein, ich möcht' schon ... O, die Nase! - Jüdin ... Noch eine ... Es ist doch fabelhaft, da sind auch die Hälfte Juden ... nicht einmal ein Oratorium kann man mehr in Ruhe genießen ...“ Der Leutnant ist durchaus nicht jener Ausbund an Schlechtigkeit, als der er in der

Forschung regelmäßig hingestellt wird; er ist ein ganz normaler, ziemlich durchschnittlicher, nicht einmal durchweg unsympathischer junger Offizier. Aber er gehört einer Generation an, die mit den Parolen des Liberalismus, Humanität und Freiheit, längst nichts mehr anzufangen weiß und ohne den Atavismus des dressierten Blicks sich nicht mehr orientieren kann.

DER AUTOR

Prof. Dr. Hartmut Scheible ist tätig am Institut für deutsche, Sprache und Literatur der Johann Wolfgang Goethe Universität Frankfurt/ Main.

Eine Monographie über Arthur Schnitzler erscheint in diesen Tagen in neunter, ergänzter Auflage (Rowolt Verlag) Dort sind auch erschienen: „Wahrheit und Subjekt. Ästhetik im bürgerlichen Zeitalter“ (1988); „Theodor W. Adorno“; „Carlo Goldoni“ Er gilt als einer der besten Kennender Wiener Moderne.

Erschienen in:

VIA REGIA – *Blätter für internationale kulturelle Kommunikation Heft 14/ 1995,*
herausgegeben vom Europäischen Kultur- und Informationszentrum in Thüringen

Weiterverwendung nur nach ausdrücklicher Genehmigung des Herausgebers

Zur Homepage VIA REGIA: <http://www.via-regia.org>